Wie läßt sich die deutsch-feindliche Stimmung in Amerika erklären?

Ein Versuch von **Ernst Richard.**

II.

(Vorbemerkung des Verfassers: Ich halte es für nöthig, noch einmal zu betonen, was ich im Beginn des vorigen Artikels gesagt habe, daß es mir durchaus fernliegt, mit der vorliegenden Untersuchung in eine Polemik einzutreten oder Kritik zu üben. Ich suche nur den Boden zu gewinnen, auf dem wir im ersprießlichen Zusammenleben mit unsern Mitbürgern weiterbauen können. Gerade meine heutigen Ausführungen werden wahrscheinlich auf Widerspruch stoßen. Um so besser! Aber im Geiste mögen meine Leser hinter jede meiner Behauptungen ein Fragezeichen setzen und sie dann prüfen. Natürlich konnte ich nicht, wenn ich lesbar bleiben wollte, meine ganzen Ausführungen in die Frageform bringen, wie ich es ganz gern gethan hätte. Hervorheben will ich den Brief eines Alt-Amerikaners aus den Südstaaten, der glaubt, daß ich mit meiner Annahme, daß aus Bürgerkriegszeiten her dort Vorurtheil gegen den Deutschen herrscht, im Irrthum sei. Das kann uns nur freuen. Sollte der Inhalt der mir zugehenden Aeußerungen zu neuen Folgerungen oder nützlichen Vorschlägen führen, so behalte ich mir vor, vorausgesetzt, daß es der Schriftleitung recht ist, in einer dritten Abhandlung das Ergebnis mitzutheilen. E. R.)

Die Gründe, die in der gegenwärtigen Zeitlage unmittelbar zur Parteinahme gegen Deutschland geführt haben könnten, hat der vorige Abschnitt dieses Artikels zu ergründen gesucht. Als die wichtigsten fanden wir die geistige und wirthschaftliche Abhängigkeit Amerikas von England, die Oberflächlichkeit, der es unmöglich ist, in der Frage nach den Ursachen des Krieges hinter den Mord von Serajewo, oder die von anglophilen Editoren mundgerecht gemachten Weiß- oder Gelbbücher zurückzugehen. Wie viele haben denn die Geduld, die letzteren selbst ganz durchzulesen? Wie vielen unter denen, die sich dieser Mühe unterzogen, ist denn die Bedeutung des Dokuments 173 im englischen Weißbuch, der letzten Briefe des deutschen Kaisers an den König von England, Goschens an Grey aufgegangen? Dazu kommt die Abwesenheit alles guten Willens zur Gerechtigkeit und Wahrheit seitens der Zeitungsleiter. Noch nicht einmal Berichte, die den in New York ankommenden Reisenden in den Mund gelegt werden, suchen sie auf ihre Wahrheit zu prüfen, was leicht genug über das Telephon geschehen könnte. Die geistige Denkfaulheit des Leserkreises, der sein Wissen und seine Ansichten aus den Tageszeitungen schöpft, verschlingt alles, ohne zu prüfen. Es ist natürlich auch Oberflächlichkeit, d. h. Mangel an geistiger und sittlicher Tiefe, daß man die politischen Parteikämpfe mit derselben Unehrlichkeit führt, wie den gegen die deutsche Sache. Und doch können wir uns bei diesen Antworten nicht begnügen. Für uns Deutsch-Amerikaner meldet sich immer wieder die Frage: Ist die Gegnerschaft gegen das Deutschthum nicht älteren Datums? Es ist ganz klar, daß das, was bei dieser Gelegenheit zu so heftigem Ausbruch gekommen ist, eine längst vorhandene innere Stimmung war, die viele Amerikaner dazu trieb, in die Hetze der ganzen Welt gegen die deutsche Sache einzustimmen.

Dahin gehört nun vor allem die Ansicht vieler Amerikaner, daß die Deutschen sie verachten, und leider können sie genug Belege nicht nur aus persönlichen Erfahrungen, sondern auch Aeußerungen Schwarz auf Weiß für diese Ansicht anführen. Die Haltung der deutschen Presse im spanisch-amerikanischen Kriege, unterstützt durch den Manilazwischenfall zwischen Dewey und Diederichs haben den Eindruck, daß die Stimmung der Deutschen gegen Amerika ist, noch verstärkt. Dagegen kann die freundliche Haltung seit Beginn des Krieges nicht sehr viel ausrichten, zumal die Lügenhaftigkeit der Berichte über schlechte Behandlung der Amerikaner in Deutschland schon ihr Werk der Beihilfe zur Festigung des gegnerischen Vorurtheils nur zu gut vollbracht hatte, ehe ihnen durch die Heimkehrenden selbst widersprochen wurde. Um die schlimmen, tief eingedrungenen Wirkungen jener Lügenberichte aufzuheben oder auch nur abzuschwächen, wäre ein viel thatkräftigeres Auftreten von Nöthen. Wir haben von Massenversammlungen der Amerikaner in Berlin, Frankfurt, München und anderswo gelesen: warum werden keine in unserem Lande veranstaltet? Warum legen überhaupt die Alt-Amerikaner, nicht nur die deutsch-freundlichen, sondern die wirklich „Neutralen“ in allen größeren Städten des Landes in großen Versammlungen nicht Verwahrung ein gegen die parteiische Haltung, die lügenhafte Berichterstattung ihrer Presse? Befürchten sie, daß sie einen Saal von auch nur mäßigem Umfang nicht füllen können?

Doch um unsere Untersuchung wieder aufzunehmen: Wer ehrlich ist, muß zugeben, daß der Vorwurf, den ich eben angeführt habe, nicht unberechtigt ist. Auch wir Deutsch-Amerikaner haben uns lange Zeit nicht über ein Uebermaß von Hochachtung seitens unserer altländischen Blutsgenossen zu beklagen gehabt. Wir mußten es noch als Schmeichelei ansehen, wenn man uns als „Kulturdünger“ betrachtete, die Ansicht, daß Amerika eigentlich nur der Abfallhaufen des alten Europa sei, ist noch nicht aus dem Gedächtnis der Menschen entschwunden. Wir werden hier unwillkürlich an ein Wort Bismarck's erinnert, der sagte, daß die Völker für die Fenster bezahlen müssen, welche die Zeitungsschreiber einwerfen, ein Wort, welches ich unserer Tagespresse ins Stammbuch schreiben möchte; nur sind die Fenstereinschmeißer hüben und drüben nicht auf die Tagesschriftsteller beschränkt. Nichts erschwert uns augenblicklich die Beweisführung für die friedfertigen Absichten des deutschen Volkes mehr, als das Buch Bernhardi's. Bernhardi ist eine Autorität, so viel ich weiß, über Fragen der Taktik und Strategie, soweit die Kavallerie in Betracht kommt. Von Politik versteht er so viel, wie jeder intelligente Zeitungsleser. Was er über den Verlauf des möglichen künftigen Krieges sagt, sind ja Dinge, die Jeder, der einigermaßen sich mit der deutschen Tagesliteratur in Fühlung gehalten hatte, längst wußte. Sonst wäre die Veröffentlichung ja auch Hochverrath gewesen. Eine offizielle Stellung hatte er nicht. Aber wer will das heute einem Amerikaner alles klarmachen? Selbst die hochkonservative Kreuzzeitung schreibt über dies Buch am 9. März 1913: „So hat das Buch den Feinden Deutschlands eine Waffe geliefert und Freunde bedenklich gestimmt; uns die Berechtigung genommen, den Engländern einen Vorwurf zu machen, wenn sie nicht wissen, daß das deutsche Volk im Grunde friedliebend ist. Ebenso würde diese vorherige Warnung der Engländer nur zu bedauern sein, wenn, was ja nicht der Fall ist, unsere Politik wirklich den von Bernhardi befürworteten Krieg vorhaben würde. .... Jedenfalls sollte jeder Autor, der über ein Nachbarvolk schreibt, sich bewußt sein, daß er für beide Völker schreibt, ob beabsichtigt oder nicht, und daß er zu prüfen hat, ob der Nutzen seines Werkes dem Schaden, den er auf der anderen Seite seinem Volke zufügt, entspricht.“

Mein Kollege von der französischen Abtheilung der Columbia Universität, Prof. Jordan, der die Sache seines Vaterlandes in achtunggebietender Weise vertritt, findet für seine, meiner Ansicht nach, irrthümlichen Behauptungen immer neue Belege aus den Kreisen der Bernhardi — Keim — Reventlow und ihrer Gesellschaft. Jemand, der mehr Zeit und Gelegenheit hat, als der Verfasser dieses Versuches, könnte es sich zur Aufgabe machen, die Literatur der gleichen Tendenz in den deutschfeindlichen Ländern in's Feld zu führen; aber würde dieser Retourkutschenverkehr von großem, sachlichen Nutzen sein? Die Thatsache, daß die andere es „auch“ gethan haben, spricht die Deutschen nicht frei.

Wenn man dagegen die vielen Handlungen freundlicher und fördernder Art, durch die Deutschland unserem Lande werthvolle Dienste geleistet hat, anführt, so hat man mit der Thatsache zu rechnen, daß im Geistesleben des Einzelnen sowohl, als der Völker die feindseligen Handlungen viel stärker haften, als die Wohlthaten. Das ist eine Binsenwahrheit, auf die ich wohl auch nicht einzugehen brauchte, wenn mir mehr Raum zur Verfügung stünde.

Ich habe schon früher erwähnt, daß ein Theil der Schuld uns Deutsch-Amerikaner trifft, weil wir es nicht verstanden haben, uns durchzusetzen. Aus der Zeit, da es kein Deutsches Reich gab, als die Deutschen keine große geeinte Nation waren, hat sich noch bei vielen von uns ein Mangel an berechtigtem Selbstbewußtsein erhalten. Die nachachtundvierziger Katzenjammerstimmung, die den frei und fortschrittlich fühlenden Deutschen beherrschte, hat hier noch lange nach Siebzig nachgewirkt. Das Gefühl, daß wir als Deutsche machtlos waren, hat der Generation, die uns zu Amerikanern erziehen sollte, noch allzusehr in den Knochen gesteckt. „Je schneller Sie vergessen und die Anderen vergessen lassen, daß Sie ein Deutscher sind, desto besser werden Sie hier fortkommen,“ wurde mir vor 31 Jahren nach meiner Ankunft immer und immer wieder gerathen. Und nur Allzuviele sah ich, die diesen Rath nach Kräften befolgten. Manchmal denke ich, daß sie Recht hatten. Dabei halfen die schönsten Tugenden der Deutschen mit, den falschen Rathgebern Gehör zu verschaffen. Diejenigen, denen die deutschen Verhältnisse politisch und gesellschaftlich zu eng waren, sahen hier die Aussicht freierer Bewegung, die wirthschaftlich Schwachen die Aussicht des Wohlstandes vor sich. Dafür schuldeten sie dem neuen Vaterlande Dankbarkeit und Treue. So gaben sie denn ihr Deutschthum für ein eingebildetes Amerikanerthum auf, oder, wenn sie das nicht fertig brachten, so hielten sie sich mit ihrem deutschen Wesen verschämt und unsicher im Hintergrunde. Noch heute finden sich Viele, die sich scheuen, ihr Deutschthum zu vertreten, bei Vielen ist es durch die jahrelange Abstumpfung so geschwächt, daß es selbst in diesen Tagen der Verjüngung nicht zu frischem Leben erwacht. Für die große Masse der Deutsch-Amerikaner sind die Errungenschaften von 1870—71 wichtige Ereignisse, die ihre Stellung hier im Lande bedeutend verbessert haben, aber von dem neuen deutschem Geiste haben sie keinen Hauch verspürt. Auch von dem Wunderbaren, was im Vaterlande heute vorgeht, verspüren sie offenbar zum großen Theile nichts. Man kann nicht behaupten, daß das hiesige Deutschthum geeinigt dasteht, daß die Neidhammelei und Selbstsüchtelei aufgehört hat, und mit trauernder Sehnsucht stellt man Vergleiche zwischen Drüben und Hüben an. Seit das erste unter dem geeinten Deutschland geborene Geschlecht in's Mannesalter hineingewachsen ist, ist das Selbstgefühl ja etwas stärker geworden. Auch sehen immer mehr von uns ein, daß das, was heute noch als „Amerikanisch“ gilt, eigentlich englisch ist, daß „sich amerikanisiren“, thatsächlich „sich anglisiren“ heißt, und das will man doch trotz aller Dankbarkeit und Treue nicht mitmachen. Den Alt-Amerikanern bringt uns diese Erkenntnis aber nicht näher. Im Gegentheil, die Aussichten für eine eigene nationale, amerikanische Kultur sind heute geringer, als früher. Und doch ist der feste Wille, sie zu schaffen, das Mittel, das uns aus unserer Sonderstellung herausführen kann und muß. Die Aufgabe des deutschen Elementes der Nation ist es, vor allem den größeren Ernst, die größere Tiefe der Lebensauffassung, die sittlichen Grundsätze, die wir zum Ausbau und Bestehen der Gesellschaft für unerläßlich halten, dieser nationalen Kultur einzuverleiben.

Das geschieht aber am besten und sichersten, indem man seine Kinder in diesen Grundsätzen erzieht, vor allem da, wo mangelhafte Beherrschung des Englischen eine Einwirkung auf die Erwachsenen erschwert. Nur durch bewußte Stärkung dieser deutschen Tugenden der Wahrhaftigkeit, des Pflichtgefühls, der Ehrlichkeit und der Gerechtigkeit kann eine Besserung für unser Volk herbeigeführt werden. Oder werden auch wir eines großen nationalen Unglücks oder eines Volkskrieges, bei dem es um Alles geht, bedürfen für die sittliche Läuterung und innerliche Einigung unseres Volkes?

Daß die amerikanischen sittlichen Begriffe verwirrt sind, dafür giebt es nur zu zahlreiche Anzeichen. Hier will ich nur ein Beispiel anführen, weil es unmittelbar eine Antwort auf die Frage nach dem Grunde der Deutschfeindlichkeit zu geben geeignet ist. Es ist ein Leitartikel aus einer angesehenen Zeitung des Westens, aus dem ich ein paar Sätze anführen will. Er beschäftigt sich mit der Vertheidigung der deutschen Sache durch den Schreiber dieser Zeilen und anderer. Der Leitartikelschreiber nimmt den Standpunkt ein, daß die Deutschfeindlichkeit hauptsächlich auf die Methoden zurückzuführen sei, mit denen sie bekämpft wird. Aber sie muß doch erst da sein, Herr Leitartikler, ehe man sie bekämpfen kann! Dann aber kommt er zu der Behauptung: „Letzten Endes liegt die Quelle des Uebels größtentheils in der Schroffheit des deutschen Auftretens... Die Deutschen sind ein feines Volk, ein geistig bedeutendes Volk, ein ehrliches Volk, aber nur zu oft fehlt ihnen die Macht der schmeichlerischen Ueberredung (cajolement) und glatter Rede (smooth speech), die sie als Aeußerungen der Heuchelei anzusehen geneigt sind. Sie haben die sehr lobenswerthe, aber irrthümliche Ansicht, daß sie durch logische Beweisführung gewinnen müssen, und ernten die natürlichen Folgen des Irrthums.“ Und weiter: „Wo ein Franzose die Höflichkeit selbst, die Seele der Höflichkeit gewesen wäre, wo er mit feiner (delicate) Schmeichelei aufgewartet hätte — und seine rücksichtsvolle Behandlung der amerikanischen Flüchtlinge in seinem Lande hat viel dazu beigetragen, die Stimmung hierzulande zu seinen Gunsten zu beeinflussen, — wo der Engländer entschlossen und ruhig geblieben wäre, kann der Deutsche in seiner Geradheit und der Unschuld seiner Seele nur Unrecht gegen sein Vaterland erkennen und kann es nicht unterlassen, zu wüthen, zu klagen, zu drohen, zu predigen, zu höhnen.“ Unsere Geradheit, — wie schön und eindrucksvoll das englische „straightforwardness“ ist, eine Erinnerung an eine Zeit, wo auch die dadurch bezeichnete Eigenschaft bei unsern Vettern mehr zu Hause war! — also macht man uns zum Vorwurf. Man will geschmeichelt sein! Daß hier von deutscher Seite keine Aenderung eintreten darf, ist wohl klar. Auch kann die würdige Ruhe, die uns empfohlen wird, nur in beschränktem Maße annehmbar erscheinen, wenn unser Herz warm, unser Wille aufrecht und stark bleiben soll. Vor allem aber wehren wir uns gegen jene angelsächsische Ruhe, die nur der Hinterhalt des schlauen Geschäftsmannes ist, der auf den unbewachten Augenblick wartet, wo er seinen Geschäfts„freund“ übervortheilen, des Banditen, der die Gelegenheit abwartet, seinem Gegner den Dolch ins Herz zu stoßen, — natürlich bildlich gesprochen, — ich meine natürlich jene kühle Pharisäer, die ihre Mitmenschen in aller Ruhe und mit „glatter Rede“ auf das Grausamste verletzen können.

Aber ein Kern von Wahrheit liegt in diesen Worten. Schroffheit, bis zur Grobheit, ist beim Deutschen häufig zu finden. Aus bloßer Furcht, zu schmeicheln, verfällt man oft in diese Fehler. Der Anerkennung und Wirkung seiner tüchtigen Eigenschaften steht der Deutsche dadurch allzuhäufig im Wege. Auch wirklich gute Waare wird eher nach ihrem Werth geschätzt, wenn man sie in anziehender und geschmackvoller Auslage zeigt. Man kann sich nicht bloß durch höfliches, sondern auch liebenswürdiges Entgegenkommen Freunde erwerben, ohne zu schmeicheln und zu heucheln. „Der deutschen Kultur fehlt,“ schrieb jüngst ein altamerikanischer Kritiker, „in einem gewissen Grade der gesellschaftliche Instinkt, das Leben für andere angenehm zu machen.“

Nun sind wir schon mitten in der Aufzählung derjenigen Eigenschaften des deutschen Volkscharakters, die den Deutschen „unbeliebt“ machen. Ich kann mich kurz fassen, denn wir sind auf bekanntem Gebiet. Ich überlasse es auch darum dem Leser, wo nöthig, das Sündenregister zu ergänzen. Es ist mir immer als ein hoffnungsvolles Zeichen und ein Beweis für den gesunden Kern des deutschen Volkes erschienen, daß es sich so ernster Selbstprüfung nie entzogen hat. Wenn man den Berichten aus der Heimath Glauben schenken darf, so ist das ja alles wie Schlacken von unseren Brüdern abgefallen. „Selbst die Schutzleute werden liebenswürdig,“ las ich in einer Berliner Zeitung der letzten Tage. Wie viel wir von diesen schlechten Eigenschaften mit nach Amerika gebracht haben, muß sich jeder selbst fragen. Werden auch wir, wie die Blutsgenossen, sie abschütteln können?

Bei aller verletzenden Schroffheit fehlt es uns Deutschen nicht an übergroßer Empfindlichkeit, die überall eine Absicht, zu beleidigen und zu kränken voraussetzt, wo sie gar nicht vorliegt. Es fehlt an freiem, ungezwungenem Sichgehenlassen. Man kann „vollständig korrekt“ und „tadellos“ in seinem Benehmen sein und doch schroff; ja, unter Umständen kann sich dahinter geistige und sittliche Hohlheit verstecken.

Jedenfalls erwirbt man sich mit der vollständigen Korrektheit und Tadellosigkeit, worauf die führenden Kreise Deutschlands so stolz sind, keine Freunde. Jeder meint, man will ihm was. Jeder paßt auf, ob der Andere sich auch „vollständig korrekt“ benimmt. Diese Geistesrichtung wird vielfach geradezu gezüchtet. Ich erinnere nur an den studentischen Verkehr. Ja, der eigentlich deutsche akademische Sport der Studentenmensur ist kein frisches, freies Spiel der jugendlichen Kräfte, wo der Tüchtigste siegt, sondern ein ängstliches Wachen über Beobachtung einschnürender Regeln noch mehr beim Gegner, als bei sich selbst. Auch unsere berühmte Gemüthlichkeit beschränkt sich nur allzu häufig auf unseren Stammtisch, die vier Wände des Hauses oder der Kneipe, abweisend gegen jeden, der uns „nicht vorgestellt“ ist. Uns fehlt oft die "all around good fellowship", die selbst bei den steifen Engländern häufiger zu finden ist.

Dem eigenen Volke steht der Deutsche oft ablehnend gegenüber, und seine Individualität tritt nur unter den Zwang der Nothwendigkeit zurück. „Die Aussöhnung des Einzelnen mit dem Ganzen erfüllt sich durch das ganze Volk hin nur in Zeiten großer Noth oder hohen geistigen Aufschwungs“, sagt Hans Meyer, auf dessen „Deutsches Volksthum“ ich in diesem Zusammenhange eindringlichst hinweisen möchte. Besonders von dem was er über das deutsche Philisterthum sagt, möchte ich einen Theil hier wiedergeben:

„Anmaßend, überhebend, dogmatisch ist der deutsche Philister gegen jeden, den er für geistig oder gesellschaftlich unter ihm stehend hält; zanksüchtig, hämisch und rechthaberisch ist er gegen seine Standesgenossen, aber schmeichlerisch und unterwürfig gegen jeden Höherstehenden, weil er davon für sich persönlichen Gewinn erhofft und im Verkehr mit Höherstehenden nicht nur direkt Befriedigung seiner Eitelkeit findet, sondern auch indirekt dadurch, daß er ihm neuen Anlaß zur Selbstüberhebung über diejenigen giebt, die dieses Verkehrs nicht theilhaftig sind. Urtheilslos, wie er ist, beruft sich der Philister gerne auf die moralische Heiligkeit seiner moralischen Ueberzeugung und meint damit doch nur seinen eigenen Dogmatismus. Habe er auch noch so unrecht, immer will er die seiner Würde gebührende Rücksicht gewahrt wissen und beantwortet die Verletzung dieser Rücksicht mit Empfindlichkeit. Er hat deshalb auch keinen Humor und duldet ihn nicht, denn dieser läßt andere gutmüthig über sich lachen und lacht mit. Wo so die nationalen Tugenden in lauter nationale Fehler übertrieben werden und umschlagen, da giebt es natürlich auch kein nationales Empfinden, ja sogar der Patriotismus des Philisters ist anmaßend, leer und windig, weil ohne tieferes Gemüth und ohne Ideale.

„Die deutsche Philisterei, welche die Kehrseite der nationalen Tugenden und insbesondere die Ausartung des deutschen Individualismus darstellt, ist nach Art und Verbreitung ein sehr wesentlicher Bestandtheil des deutschen Volksthums. In allen Stufen der Entwicklung und Ausbildung durchschlingt sie das deutsche Volksleben, und sie würde dem Zusammenleben und der gemeinsamen Arbeit noch schädlicher sein, als sie es schon ist, wenn sie nicht wieder vielfach wett gemacht würde durch die beiden Kräfte des deutschen Volksthums, die unbesiegbar sind, den Idealismus und das Gemüth; diese schlagen verbindende Brücken über die gefährlichen Klüfte, die der starre Individualismus und die bornirte Philisterei aufreißen.“

Das Philisterthum deckt und ergänzt sich mehr oder weniger mit dem Protzen- und dem Kaffernthum. Nur, daß das Letztere noch entschiedener alle Menschen höherer Bildung, die es ehrlich meinen, ablehnt, und sich mit Vorliebe selbstsüchtigen Demagogen, die seinen Schwächen schmeicheln, zuwendet. „Entkaffert euch,“ hörte ich den Präsidenten des Nationalbundes Dr. Hexamer immer und immer wieder seinen deutsch-amerikanischen Zuhörern zurufen.

Entkaffert euch, entphilistert euch! Wenn wir das thun, dann ist auch die Frage unseres Verhältnisses zu unseren Mitbürgern der Lösung näher gebracht. Aber nicht nur wir, auch die Anderen müssen die Schlacken abthun. „Eine große Noth“ wollen wir nicht herbeiwünschen, um auch aus den Amerikanern eine einheitliche Nation zu schaffen. Aber „einen hohen geistigen Aufschwung“ zu erhoffen, wäre nicht zu kühn, wenn alle Volksgenossen an die Aufgabe der Schaffung einer eigenen nationalen Kultur mit Ernst und Begeisterung herantreten, — eine ungeheure Aufgabe, zu deren Bewältigung kaum die Spuren ihrer ersten Anfänge, kaum die Ahnung ihrer Richtlinien vorhanden sind! Aber nicht als einen Schmelztiegel dürfen wir dann die werdende Nation betrachten, in der wahl- und willenlos alle Bestandtheile zu einem charakterlosen Brei verkocht werden, sondern als einen Amboß, auf dem wir selbst stark und zielbewußt das herrliche Werk der nationalen Kultur zusammenschmieden.

— In Brasilien gilt es für eine vornehme Dame als unpassend, persönlich etwas einzukaufen. Gewöhnlich wird da ein Dienstbote zum Einholen von Mustern, Proben u. dgl. zur Auswahl geschickt. Wenn die Sennorita einen neuen Hut zu erwerben wünscht, wird ihr ein großer Karton oder Korb mit den neuesten Hutmodellen zur Besichtigung zugesendet.

— Bei Mars-la-Tour stach ein hannoverscher Ulan (1. Eskadron), Eckelt, sechs französische Lanciers vom Pferde. Er war im „Civilverhältnis“ ein Schneider.

— In China fährt am Neujahrstage kein Bahnzug.

— Das verbreitetste Gewächs der Erde dürfte der — Schimmelpilz sein.

Moderne Kriegschirurgie.

Von **Dr. F. C. Hanemann.**

Die Kriegs-Chirurgie ist ein sehr wichtiger Zweig der Medizin und gründet sich auf die aus Erfahrungen der letzten großen Kriege gezogenen Schlüsse. So z. B. die während des Bürgerkrieges gesammelten Beobachtungen — wer sich für ein kurzes, prächtiges Résumé derselben interessirt, sollte Dr. S. Weir Mitchell's letzten Aufsatz lesen, der im Anfang dieses Jahres im „Journal of the American Medical Association“ erschien — waren von Wichtigkeit für den deutsch-französischen Krieg von 1870—71, während der preußisch-österreichische Krieg von 1866 gute Aufschlüsse über Verwundungen durch Infanterie-Gewehre gab. Hinwiederum war der japanisch-russische Krieg ein günstiges Feld für das Studium von Verwundungen aller Art, und der amerikanisch-spanische Krieg für Verwundungen in Seeschlachten.

Werthvoll und genau sind die Beobachtungen von Aerzten, die auf russischer Seite thätig waren. Der Balkankrieg von 1912 und 1913 ist noch zu jung, um Gelegenheit zu wissenschaftlichen Sammlungen und Folgeschlüssen zu geben.

Am häufigsten sind Wunden durch Gewehrgeschosse, dann durch Kanonenkugeln, beide als direkte Verwundungen; dann indirekte Verletzungen, das sind solche, die durch Aufschlagen von Geschossen oder durch deren Explosionen fortgeschleuderte Steine, Holzstücke, Splitter, Waffen etc., oder von Knöpfen, Münzen etc., die durch das Geschoß in den Körper gepreßt werden, herrühren. Viel seltener sind Verletzungen durch kalte Waffen: Bajonett, Säbel, Lanze (scharfe Waffen); oder durch Kolben, Stöcke, geworfene Steine (stumpfe Waffen).

Manchen dieser Verletzungen begegnen wir auch im Frieden, anderen hingegen nur im Kriege.

Die Behandlung der Verwundeten liegt in den Händen des aktiven Sanitäts-Korps, zu dem in Kriegszeiten alle dienstpflichtigen Mediziner hinzukommen. Diese rekrutiren sich aus praktischen Aerzten, Hospital-Aerzten, Spezialisten und Universitäts-Lehrern. Der praktische Arzt, der Chirurg und der Amateur werden wohl die besten Reserve-Aerzte abgeben. Aber auch die innere Medizin spielt eine große Rolle, denn Krankheiten raffen noch immer viel mehr Soldaten dahin, als Wunden, wie wir selbst zu unserem großen Leidwesen in unserem letzten Krieg mit Spanien erfahren haben.

Das Studium der Kriegs-Chirurgie kann in Friedenszeiten in Hospitälern und Kliniken praktisch und an Leichen theoretisch ausgeführt werden. Die beste Erziehung ist natürlich die Erfahrung im Kriege. So hat dieses Lehrfach eine große Wichtigkeit erhalten; denn Menschenmaterial kann selbst nicht in Rußland ersetzt werden.

Bei der Prüfung der Wirkungsweise der Geschosse muß man die Waffe, das Geschoß und das Ziel berücksichtigen. Die Waffe kann eine Pistole, Revolver, Karabiner, Gewehr oder Maschinengewehr, Mitrailleuse, Feldgeschütz, Haubitze, Mörser, Festungsgeschütz oder Schiffsgeschütz sein. Das Geschoß ist bei allen Feuerwaffen eine Patrone, die aus Hülse mit Ladung und Geschoß mit Mantel und Kern besteht. Die Hülse ist ein Gehäuse aus Metall oder anderen Stoffen, welche das Sprengmittel aufnimmt, und am unteren Ende mit dem Zündmittel, am oberen mit dem Geschoß versehen ist. Das Infanterie-Geschoß hat einen Mantel aus Messing, Kupfer oder Stahl und bedeckt festanschließend den Kern aus Hartblei. Das Artillerie-Geschoß hat einen ähnlichen Mantel und ist ein Hohlgeschoß; es giebt Granaten und Schrapnells. Die Granaten sind mit Sprengstoff geladen und haben an der Spitze einen Zünder, der beim Aufschlagen platzt, den Sprengstoff entzündet und so die Granate zum Explodiren bringt, gewöhnlich in 135 Stücke. Das Schrapnell hat ebenfalls einen Mantel, wie die Granate, das Innere ist aber mit 300 bis 400 Bleikugeln ausgefüllt. Am unteren Ende befindet sich die Sprengladung (Bodenkammer), die durch ein Rohr (Zündkammer) mit dem Zünder (Distanzscheibe) in Verbindung steht. Vor dem Schuß wird diese Scheibe so gestellt, daß sie vor oder über dem Feind sich entzündet, der Sprengstoff in der Bodenkammer explodirt und die Bleikugeln überschütten den Feind. Granaten benutzt man gegen leblose Gegenstände, wie Mauern, Wälle, Stahlplatten; Schrapnelle gegen lebende Wesen. Hierzu muß man noch sogenannte Handgranaten und Luftschiff-Bomben zählen, deren Wirkung uns besonders der Angriff Italien's auf Tunis gezeigt hat.

Diese kurze Beschreibung der Geschosse zeigt, wie mannigfach die Theile sein können, die verwunden oder in den Körper eindringen. Dazu kommt aber noch das Verhalten dieser Theile selbst, ob sie aus weiter Ferne — acht amerikanische Meilen bei Festungs- und Küstengeschützen — oder aus größter Nähe kommen; ob die Geschosse selbst durch die Luft, Explosion oder Waffe erhitzt oder kühl sind — ein Maschinengewehr kann gegen 800 Geschosse in der Minute abfeuern und erhitzt sich natürlich bedeutend, ob sie direkt treffen oder abgelenkt werden, ob der Körper das erste Ziel ist oder ob die Kugel ein anderes Ziel vorher durchbohrt hat, etc.

Das Ziel, das uns hier beschäftigt, ist der Soldat, und wir finden fünf verschiedene Schußarten:

1. Der Prellschuß; das ist ein Zurückprallen des Geschosses von der Haut mit leichten und schweren Verletzungen der Haut und der darunter liegenden Gewebe.
2. Steckschuß; wenn das Geschoß im Körper bleibt.
3. Der Durchschuß; wenn das Geschoß den Körper durchbohrt.
4. Der Streifschuß; wenn das Geschoß eine flache oder tiefe Rinne im Körper macht.
5. Der Abschuß; wenn Gewebe oder Körpertheile theilweise oder ganz abgeschossen werden.

Die einzigen Verwundungen, die mit unseren jetzigen Waffen und Geschossen eine bessere Prognose geben, sind die Durchschüsse. Die Geschosse sind kleiner geworden als früher, und wirken als Gewehrgeschoß ähnlich einem Stich, als Schrapnellgeschoß einem Stoß. Daher ist die Hautöffnung häufig klein. Da die Muskelfasern große Elastizität besitzen, so erzeugt ein Durchschuß unregelmäßige Zerreißungen; die Blutgefäße weichen häufig den Geschossen aus oder Theile werden herausgeschlagen, ohne das Gefäß zu zerreißen. Schrapnelle zerreißen allerdings die Blutgefäße häufig. Im Nerv hinterlassen die Geschosse oft nur ein schlitzartiges Loch.

Knochenverletzungen selbst sind nicht tödtlich, die schlimmen Folgen beruhen entweder auf Verletzungen benachbarter Gewebe oder auf Infektionen. Kontusion kommt am häufigsten bei Schädelknochen vor, ist aber sonst selten. Schädelverletzungen durch Geschosse erfolgen durch Stoßwirkung, Keilwirkung oder Sprengwirkung (alle drei direkt), oder durch Rückwirkung auf die entgegengesetzte Wand (indirekt). Ein Steckschuß findet sich häufiger im Oberkiefer, ist sonst selten. Flache Knochen durchbohren Geschosse häufig, halten sie aber dann in ihrem weiteren Laufe auf, und werden hinter dem durchlöcherten Knochen gefunden. Bei Nahschüssen mit Knochenverletzungen ist der Einschuß klein, während der Ausschuß eine ziemliche Größe erreichen kann.

Durchschüsse der Lungen, die keine größeren Gefäße treffen, sind prognostizirt gut. Anders verhält es sich mit Steckschüssen. Die Verwundungen des Verdauungskanals werden meistentheils nur gefährlich, wenn der Magen oder Darm gefüllt sind. Diese Beobachtung verleitete einen berühmten Chicagoer Arzt dazu, die Bemerkung zu machen, daß „Soldaten nur mit leerem Magen kämpfen sollten“! Bei den inneren Organen kommt es häufig auf die Stärke der Blutung an.

Wir sehen also, daß die Prognosis einer Schußverletzung auf den Grad der Verletzung, auf die Wichtigkeit des Organs und auf die Infektion ankommt. Und die Infektion ist der größte Feind. Ein heißes Geschoß, das rasch und ungehindert den Körper trifft und aus ziemlicher Entfernung gefeuert ist, schlägt schnell und rein durch. Und hier sind Infektionen weniger zu befürchten, als bei Geschossen, die schräg aufschlagen, Kleidungsstücke etc. mit sich in die Wunde führen, Organe treffen, die in der Verdauung begriffen sind. Neben der Infektion muß man sehr die Blutungen in Betracht ziehen. Die innere Blutung ist weit schwieriger zu behandeln, als die äußere, was ja natürlich ist. Die häufigste Todesursache ist das Verbluten in Brust und Bauch.

Die schlimmsten Verwundungen sind die von Granatensplitter herrührenden Abschüsse, ganze Gliedmaßen, wie ein Bein oder Arm, können von solch' einem Schuß abgerissen werden.

Hiebverletzungen treffen fast immer den Kopf, Hals, Schulter und Oberarm, und ihre Wirkung hängt ganz von der Kraft des Hiebes und von der Abwehr oder Bedeckung ab. Und nicht nur scharfe Hiebe können tödtlich werden, sondern auch flache, besonders wenn diese den Kopf treffen. Auch hier kommt die Blutung sehr in Betracht.

Stichverletzungen treffen seltener den Kopf, häufiger Brust, Bauch und Rücken. Die gefährlichsten Stichwunden sind die in Brust und Bauch, während Stichwunden in den Weichtheilen der Gliedmaßen nicht schlimm sind.

Der Schmerz einer Wunde wird von den Verletzten ganz verschieden empfunden. In der Aufregung des Gefechtes wird eine Verwundung oft nicht bemerkt, nur bei Zerstörungen eines Nerven tritt stets ein plötzlicher Schmerz auf; ebenso bei Knochenverletzungen, aber nicht in so hohem Grade. Die Nervenverletzungen rufen den „Schock“ hervor, der bei sonst nicht tödtlichen Wunden den Tod verursacht. Der „Nerven-Schock“ ist vielfach beschrieben worden, aber keine Erklärung genügt.

Die moderne Kriegstechnik hat auf die Verletzungen keinen Einfluß gehabt. Die Schußwunde ist allerdings als Durchschuß durch das Mantelgeschoß leichter und besser heilbar geworden. Die Statistik der letzten Kriege giebt das Verhältnis der Getödteten zu den Verwundeten als 1 zu 6. Für die Heilung der Verwundeten werden besonders drei Grundsätze aufgestellt: Ausschaltung des Wassers aus der Wundbehandlung; Ruhelage ohne Druck auf die verwundeten Theile, und bei Infektionen freier Abfluß des Eiters.

Bei den Verwundeten ist die sofortige Hilfeleistung für die ganze folgende Behandlung von größter Bedeutung. Daher haben jetzt alle Soldaten aseptische Binden in gut verschlossenen Packeten bei sich, um einen Hilfsverband selbst oder beim Kameraden sofort anzulegen. Aerzte und Krankenwärter folgen der Gefechtslinie, wo es irgend möglich ist, um den Verwundeten die erste Hilfe zutheil werden zu lassen oder um dieselben nach dem ersten Verbandsplatz zu schaffen, wo dann die Behandlung beginnen mag, die nach dem Grade der Verwundung dauernd oder nur vorläufig ist. Ungefähr die Hälfte aller Verwundeten verläßt das Schlachtfeld zu Fuß, viele können den Verbandsplatz reitend erreichen, andere dagegen bedürfen der Hilfe von Wärtern oder Kameraden. Am Unterleib oder Schädel Verletzte sollten nur mit größter Vorsicht und in möglichster Ruhelage transportirt werden. Die ersten Transporte, während und gleich nach der Schlacht, sind größtentheils sehr primitiv: zwei leicht Verwundete tragen einen schwer Verletzten auf einem Sitz, der von den Händen selbst dargestellt ist; oder über zwei Gewehre wird ein Mantel gelegt und der Blessirte so zurückbefördert. Die Zahl der Bahren selbst kann nie ausreichen in diesen Fällen. Die Behandlung bei der Menge und Verschiedenheit der Wunden kann nur temporär sein, der Arzt und Wärter müssen Verbandsstoffe selbst mitbringen. Hier eine starke Binde, um das Bluten zum Stillstand zu bringen; da ein paar Stiche mit Nadel und Seide oder Catgut, um eine Wunde vorläufig zu schließen; bei einem Anderen wird eine Schiene, meist aus sehr primitivem Material angelegt, um einen gebrochenen Armknochen in guter Lage zu halten; Wunden, die der Luft ausgesetzt sind, erhalten nicht mehr Jodoform, sondern werden mit einer leichten Jodtinktur bestrichen; eine rasche Morphium-Einspritzung erleichtert bei einem Anderen die Schmerzen; ein zerbrochenes Gewehr kann als künstlicher Stelzfuß dienen usw. Und dann nur zurück mit den Verwundeten zu den ersten Hilfsverbandsplätzen, die vielleicht hundert Meter hinter der Linie angebracht und durch eine weiße Fahne mit rothem Kreuz, dem Genfer Kreuz, gekennzeichnet sind, meistentheils offene Plätze, selten Zelte. Auch hier muß mit größter Eile gearbeitet werden, um nur Raum zu machen für die immer mehr zurückströmenden Verwundeten. Aber die Behandlung kann dort ruhiger geführt werden, da man den Kämpfenden nicht mehr im Wege ist. Und dort ist diese Stellung auch noch sehr exponirt und den Kugeln ausgesetzt. Nur kleine Operationen und Amputationen können vorgenommen werden, aber da der Verbandsplatz kein „fliegender“ mehr ist, ist das Werkzeug und Verbandszeug auch in größerer Masse vorhanden. Leichtverwundete können nun wieder zur Gefechtslinie zurückgeschickt werden, als Träger benützte Soldaten treten wieder als Kämpfer ein; die schwer Verwundeten werden aber nun in den Hauptverbandsplatz überführt, der ungefähr vier amerikanische Meilen weiter zurückliegt. Dieses Lazareth ist gewöhnlich in einem großen Gebäude eingerichtet und mit allen Errungenschaften der modernen Chirurgie versehen. Hier sind die Säle, wo die schwierigsten Operationen vorgenommen werden, und die Räume, wo auf Stroh oder auf Betten die Verwundeten zum ersten Mal ausruhen können. Aber auch hier heißt es schnell arbeiten; Morphium, Chloroform und Aether sind ein Segen, und 12 Stunden später sieht sich der Verwundete wieder auf der Fahrt, um nun womöglich in einem Krankenhause untergebracht zu werden, in dem er bis zu seiner Genesung verbleiben kann.

Die Schlacht ist vorüber, Besiegte und Sieger haben sich als Fliehende und Verfolgende entfernt, die Arbeit des Arztes fängt aber eigentlich jetzt erst an; denn nun gilt es, ein genaues Absuchen des Schlachtfeldes vorzunehmen. Jetzt trifft man aber nur noch Schwerverwundete, die häufig unter todten Pferdekörpern, zerschossenen Kanonen und Munitionswagen liegen, oder bedeckt sind von todten Kameraden. Manchmal kann nur eine genaue Untersuchung noch einen Lebensfunken entdecken. Durst ist jetzt das schlimmste Leiden, und Arzt und Wärter werden zu wahren Samaritern. Das Absuchen des Schlachtfeldes dauert während der Nacht fort bei Fackelbeleuchtung, häufig noch am nächsten Tage sind die Felder nicht alle abgesucht. Die Behandlung ist dieselbe, immer rasch arbeiten und Raum machen für die Nachkommenden.

„Unsere dicken Brummer.“

Die Wirkung der deutschen 42 cm.-Geschütze wird lebendig geschildert in einem Feldpostbrief aus Französisch-Lothringen:

Ich war bei der Beschießung dabei. Am 26. August 10 Uhr 20 vormittags begann der Salat, und am 27. August 5 Uhr nachmittags, als der 158. Zuckerhut heraus war, schwenkten die Franzosen das weiße Hemd, und der Stolz, das modernste Fort unserer Feinde war ein Schutthaufen. Die Vertheidiger — 20 Offiziere, 790 Mann (Elite) — waren dem Ersticken nahe, so verschüttet waren sie. Der Stabsarzt erzählte, sie hätten schon am ersten Tage bis 50 Ohnmächtige gehabt und bald wäre ihr Sauerstoffvorrath aufgebraucht gewesen. Der Kommandant und ein Theil der Besatzung mußten ausgegraben werden. Der stärkste Panzer und Eisenbeton war glatt durchschlagen. Gleich der erste Schuß traf die Haube und ein weiterer durchschlug den ganzen Thurm. Gewaltige Trichter zeugen, wie ein Schuß neben dem andern saß. Die erste Frage war: „Womit haben Sie geschossen? Es gab doch bis jetzt keine Granate, die unseren Panzer durchschlagen konnte!“ Im übrigen soll der französische Oberst ein sehr sympathischer Mensch von großem Wissen sein. Er weinte bitterlich, als er den Säbel übergeben mußte. Sein Offiziere sind sämmtlich in St. Cyr ausgebildet gewesen. . .

Ueber die Beschießung des Forts Loncin bei Lüttich durch die 42 cm.-Geschütze heißt es in einem Feldpostbrief im „Fränk. Kur.“:

Die Wirkungen unseres 42 cm.-Mörsers waren geradezu fürchterlich. Nur ein Schuß hat genügt, um dieses Fort in einen Trümmerhaufen zu versetzen. Ein erster Schuß war zu kurz gewesen, dagegen schon der zweite Schuß erreichte das Ziel und richtete solche Verheerungen an, daß ein drittes Geschoß nicht mehr nöthig schien und wieder herausgenommen wurde. Ein großes etwa 10 Meter tiefes Loch zeigt das Zentrum der Verheerung. Aus der Lage der Todten, die noch in den hinteren Kasematten zu sehen waren, geht hervor, daß die Belgier sich zum größten Theil dorthin geflüchtet hatten. Der Tod muß vielfach überraschend gekommen sein, denn man fand noch Soldaten in knieender Schießstellung. Andere lagen, noch mit Hemd und Hosen bekleidet, in den Betten. Wieder andere saßen an einem Tisch und hatten Karten gespielt. Die Räumlichkeiten sowie die Leichen waren mit Kalk überspritzt worden, im übrigen war alles rußbeschwärzt. Es wird vermuthet, daß das Geschoß auch die Pulverkammer getroffen hat, infolge wovon der Pulverdampf durch sämmtliche Räume der Kasematten hindurchzog.